

# ZeitZeugenBrief

Wir organisieren und vernetzen Erinnerungsarbeit ❖ September 2020



Laura Mitzkus, Manolo Palme, Charles Toulouse  
"Der Sommer nach dem Krieg."  
Theaterstück im Deutsch-Russischen Museum Berlin-Karlshorst  
Foto: Vajswerk

## **Der Sommer nach dem Krieg** **Von Renate Degner**

Der Ort der Theateraufführung konnte nicht passender sein: der Garten des Deutsch-Russischen Museums in Berlin-Karlshorst. Darin Weltkriegspanzer, zwar nicht als Bühnenbild, aber präsent im Hintergrund. Und die Assoziation, dass hier vor 75 Jahren die Kapitulation des nationalsozialistischen Regimes unterzeichnet wurde. Hier fand am 8., 9., 16. und 17. August 2020 biografisch-dokumentarisches Theater statt. Drei SchauspielerInnen des Vajswerk Recherche Theaters trugen von drei HistorikerInnen gesammelte biografische Texte verschiedener Menschen aus dem Europa des Sommers 1945

vor. Sie zeigen eine Bandbreite unterschiedlichster Erfahrungen aus jener Zeit, die nach dem Grauen des 2. Weltkrieges nun eine Zeit des Wiederaufbaus einläutet.

Inhalt	
Degner: Der Sommer nach dem Krieg	1
Erste Lehrerfahrungen	3
Beispiel für die Festsetzung d. Mietwerts	4
Splettstöhser: Der erste Tag	5
Robel: Einstieg ins Berufsleben	8
Schmidt: Mein Berufseinstieg	8
Müncheberg: Was bleibt Zeitzeugen...	9
Achinger: Berliner Zeitgeschichte	11
Mitgliederversammlung	12
Veranstaltungen im Amerikahaus	12
Zeitzeugen gesucht	12
Gratulationen	12

So unterschiedlich wie die Frauen und Männer sind ihre Schilderungen der Verarbeitung des Vergangenen und des Überlebens in den realen und seelischen Trümmern. Es sind Texte von 38 AutorInnen, bekannten wie Hannah Arendt, Karl Jaspers, Käthe Laserstein, aber auch unbekannteren. „Martha Hillers schildert in ihrem Tagebuch, wie Berliner Frauen aus dem Fast-Nichts die Fahnen der Alliierten zaubern.“ Die Darstellerin dieser Hausfrau, Laura Mitzkus, bringt uns diesen – und andere – Texte mit großem Einfühlungsvermögen dar. So auch die Geschichte eines Mädchens, das Kriegsgefangenen Briefe über den Zaun warf. Scheu, mutig und auch ängstlich lässt uns die Darstellerin am Schicksal dieser jungen Deutschen teilhaben.



Theaterstück "Der Sommer nach dem Krieg":  
Laura Mitzkus, Manolo Palme  
Foto: Vajswerk

Oder Fritz Beer, der im Sommer 1945 in einem Flüchtlingsbüro in Paris den Namen von Verschollenen sucht. Wie verzweifelt der Namensgleiche „Stretin“ gesucht wird, hinter „Stranski“ muss er stehen – aber da sind „Lücken zwischen den Namen“.

Politische und philosophische Überlegungen werden von den beiden anderen Darstellern Charles Toulouse und Manolo Palma mit großer Ernsthaftigkeit vorgebracht. „Was ist nachhause?“ Heimat? Es könnte ‚ein Anfang

sein, die Welt neu zu vermessen‘, fragt sich ein Autor, aber der Faden (aus der Vorkriegszeit) kann nicht wieder aufgenommen werden. Existentielle Fragen nach Schuld und Sühne werden gestellt, Ungerechtigkeiten benannt.

Aber auch ganz alltäglicher ‚Kleinkram‘. Etwa Details, wie genau in Westfalen entnazifiziert wird; die Schwierigkeit mit Formularen, Amtswegen usw. – Momentaufnahmen werden geschildert. So hat es im August 1945 sehr heftig geregnet, oder am Alexanderplatz kann man jetzt alles kaufen.

Regisseur dieser „Stimmen aus Europa 1945“ ist Christian Tietz. In sparsamer Inszenierung fügte er die - zuvor von jede/r der drei DarstellerInnen für sich erarbeiteten - Charaktere zusammen. Ein Team aus RechercheurInnen und anderen MitarbeiterInnen haben wohl auch hier kollaborativ und gleichberechtigt zusammen gearbeitet.

Wäre es für uns ZuschauerInnen nicht ebenso eindrucksvoll, die Texte im geschützten Zuhause zu lesen, anstatt sie auf einer grauen Terrasse des historischen Gebäudes vorgetragen zu bekommen? Ein Zuschauer sagt im Nachgespräch: ‚Nein, denn eine Theaterbühne kann mehr! , - Die Erfahrung, mit 30 Menschen, die in räumlichen 1,50-Meter-Abstand zusammen sitzen und durch Virusangst bedingt getrennt sind, lässt die vorgetragenen Texte eindringlicher anklagen. Und verbindet gleichzeitig auf eine tröstende Weise. Denn die Inhalte sind keine „Luxusthemen“, sondern notwendige Überlebensstrategien. Sie tragen damit zur informierten Meinungsbildung bei, die auch für eine Einschätzung heutiger Lebensbewältigung in der Pandemiekrise nötig ist

(Alle Zitate stammen aus der Info-Beilage des Vajswerks)

## Erste Lehrerfahrungen

Wohnungsprobleme - zumal in Ballungsräumen – sind heutzutage keine Seltenheit, und ein viel diskutiertes Thema ist, wie man ihnen am besten beikommen könnte. Auch Junglehrer\*innen in den fünfziger Jahren hatten nach erfolgreichem Abschluss des Studiums und mit dem Antritt der neuen Stelle an einer Schule häufig das Problem, eine geeignete Unterkunft zu finden. Beispiele aus dem Flächenland Niedersachsen zeigen anschaulich die Misere.

In den Bauerndörfern, oft weit abgelegen von der nächsten städtischen Siedlung, gab es keine Mietwohnungen, und die wenigen Räume, die die Alteingesessenen übrig hatten, waren von Flüchtlingen, Vertriebenen und ausgebombten Städtern überbelegt. Lehrer-Dienstwohnungen waren teilweise vorhanden, aber nur für einen Lehrer. Und auch wenn dieser sich freute, Verstärkung durch Junglehrer\*innen zu bekommen, um die stark gestiegenen Schülerzahlen bewältigen zu können, war die Bereitschaft, Wohnraum abzugeben nicht sehr ausgeprägt. Oftmals bedeutete dies, dass die Wohnstube zum Wasserholen, für den Toilettengang und sonstige Aktivitäten ständig durchquert werden musste und der oder die Neue zum Stören des Familienlebens gezwungen war. Für alle Beteiligten eine unhaltbare Situation! So nahm die neue Lehrkraft lieber andere Provisorien in Kauf, wie z.B. eine ehemalige Räucherherde als Bleibe, fünfzig Meter Weg bis zur Wasserpumpe oder das Plumpsklo in Nebengebäuden, das noch mit anderen Bewohnern geteilt werden musste.

Privilegiert, wer das Glück hatte, eine eigene Dienstwohnung zu bekommen. Mit welcher Akribie die Wertermittlung einer solchen Wohnung von der jeweiligen Gemeinde vorgenommen wurde, zeugt von der Bedeutung, die Wohnraum in der Nachkriegszeit hatte. Hierzu finden Sie auf S. 4 ein Beispiel aus dem Dorf Immensen im ehemaligen Landkreis Burgdorf bei Hannover:

Nicht nur die Wohnsituation stellte Junglehrer\*innen auf eine harte Probe, auch die Mobilität für junge Leute im Flächenstaat Niedersachsen ließ sehr zu wünschen übrig. Abgelegene Schulorte verfügten kaum über Busverbindungen in die nächste Stadt. Und wenn es eine Buslinie gab, fuhr evtl. ein Bus vormittags, der dann nachmittags aus dem nächst größeren Ort zurückkehrte. Fahrzeiten, die sich in keiner Weise mit dem Schuldienst vereinbaren ließen. Am freien Sonntag fuhr meistens gar kein Bus. Jung, oft ohne nähere Bekanntschaften, fristeten die frisch gebackenen Pädagogen\*innen häufig ein einsames Leben, festgenagelt im Dorf, ohne Telefon und Anschluss an die „weite Welt“. Vereinzelt wird von „Lockangeboten“ einiger ganz abgelegener Gemeinden aus Ostfriesland berichtet. Damit Lehrer\*innen sich bereit erklärten, dort zu unterrichten, wurde ein Auto zur Verfügung gestellt.

Dorfschulen waren zu dieser Zeit häufig einklassig. Und wenn ein Junglehrer oder eine Lehrerin zur Verstärkung kam, um den gestandenen Pädagogen, der häufig mehr als 40 Kinder - unter ihnen viele Flüchtlingskinder - unterrichtete, zu unterstützen, musste Schichtbetrieb eingelegt werden. Die große Schülerschar wurde dann in Vormittags- und Nachmittagsgruppen geteilt, weil nur ein Klassenraum zur Verfügung stand.

Kartoffelferien – ein Begriff, der wahrscheinlich nur den Älteren unter uns bekannt ist - waren in der ländlichen Umgebung auch mit Besonderheiten für den Schulbetrieb verbunden. Dass Kinder im Herbst bei der Kartoffelernte auf den Bauernhöfen halfen, war üblich. Und nicht nur die Kinder der Bauern waren eingebunden, sondern auch viele Flüchtlingskinder nutzten die Gelegenheit, eine warme Mahlzeit und ein kleines Taschengeld zu verdienen. Aber nicht immer fielen Herbstferien und Kartoffelernte zusammen. Für den Schulunterricht bedeutete dies, dass die Schulkinder nach der dritten oder vierten Stunde ohne Hausaufgaben entlassen wurden. Pragmatische Lösungen setzten in dieser Zeit die Prioritäten. Niemand wäre auf die

Idee gekommen, darin den Rückfall in finsternste Zeiten von Kinderarbeit und Bildungszug zu sehen. Auch auf andere Weise trugen Kinder zum Unterhalt der Familien bei. Die Lehrkraft musste nicht selten damit le-

ben, dass sie morgens in müde Schülersichter blickte, weil etliche schon einige Stunden vor Schulbeginn mit Zeitung- oder Brötchen-Austragen einen halben Arbeitstag hinter sich hatten.

**Adolf Meyer**  
**Von Dienstwohnungen**

Immensen, den 27. November 56

Festsetzung des Mietwertes  
der Lehrerdienstwohnung in Immensen Nr. 53 (Ortsklasse C)

Wohnungsinhaber: Herr Lehrer Meyer.

Raum 1	Küche	13,50 qm	a	4,80	=	72,90 DM.
,,	2 Wohnzimmer	18,50	,,	a	5,40	= 88,80 ,,
,,	3 Schlafz.	22,50	,,	a	5,40	= 121,50 ,,
,,	4 Bad	3,50	,,	a	5,40	= 18,90 ,,

Jahres Grundmietwert 302,10 DM.  
=====

Mängel und Wertminderung:

Gemeinsame Waschküche )		3%	} = 27,19 DM.
,, Trockenboden)	von 302,10	3%	
,, Flurbenutzung)		3%	
Lichte Raumhöhe ü. 3,40 m	von 302,10	4%	= 12,08 ,,
Erdgeschoßwohnung	von 302,10	3%	= 9,06 ,,
Speisekammer fehlt	von 302,10	4%	= 12,08 ,,
Raum 1 & 2 Nordlage	von 161,70	3%	= 4,85 ,,

insgesamt abzgl. 65,26 DM.

Mithin festgestellter Grundmietwert 302,10 DM.  
65,26 ,,

rd. Jahresmietwert 236,84  
rd. 236,88 DM.  
=====

Der monatliche Mietwert = 236,88 : 12 = 19,74 DM.

10%ige Mietwerterhöhung vom 1.10.52 1,97 DM.

10%ige Mietwerterhöhung ab 1.9.55 1,97 DM.

mithin monatliche Miete ab 15.11.56 = 23,68 DM.  
=====

Aufgestellt




Der Bürgermeister



Die Ausstattung der Schulzimmer war auf dem Land in der Regel eher dürftig. So wird berichtet, wie ein Junglehrer, der für seine zweite Lehrprüfung nicht mit der allzu schäbigen alten Tafel arbeiten wollte, lernte, dass der Dienstweg heilig war. Ein älterer Kollege versprach mit dem Bürgermeister wegen einer Neuanschaffung zu sprechen, und der Prüfungskandidat bestellte die Tafel, um sie termingerecht zur Examenstunde nutzen zu können. Als der Bürgermeister die Rechnung auf den Tisch bekam, schnaubte er vor Wut und kanzelte den Junglehrer ab, wie er bei der knappen Finanzlage, ohne den Gemeinderatsbeschluss abzuwarten, eine so teure Bestellung veranlassen könnte. 700 DM mussten aus eigener Tasche bezahlt werden, da der ältere Kollege sich nicht solidarisch und der Bürgermeister kein Einsehen zeigte. Die Summe entsprach ungefähr zwei Monatsgehältern! Heute würde man sagen, dumm gelaufen!

*Nach: Vom „Glashaus“ zum „Schloss“, Bd.3, hrsg. von Adolf Meyer und Georg Rückriem, Osnabrück 2016*

## **Fortsetzung der Reihe BERUFSEINSTIEGE**

### **Der erste Tag**

#### ***Von Jens Splettstöhser***

Da stand ich nun, am 2. Mai 1973, vor dem großen Tor in der Charlottenburger Chaussee, in der Hand das Einladungsschreiben zur Dienstaufnahme bei der Ausbildungsabteilung der Berliner Polizei.

„Legen Sie dieses Schreiben zusammen mit einem gültigen Personalausweis an der Hauswache vor“, hieß es dort, und so ging ich mit großem Herzklopfen auf den Mitarbeiter der Wachpolizei zu, der an der Schranke die ankommenden Fahrzeuge kontrollierte.

Ich freute mich über die Freundlichkeit, mit der er mir den Weg zum Stabsgebäude wies, und als ich mich dafür bedankte, wusste ich noch nicht, dass das so ziemlich die letzten

freundlichen Worte waren, die ich für lange Zeit hören würde.

Von nun an herrschte nämlich ein anderer Ton. Nachdem ich, militärisch korrekt, knapp aber laut zu Name, Vorname und Geburtsdatum befragt wurde und alles ebenso korrekt in ein Formblatt eingetragen war, ging es hinab in den Keller, in die Kleiderkammer.

„Da kommen wieder 37er Hälse“ waren die ersten Worte, die meine Mitstreiter und mich empfingen, was weder freundlich klang, noch so gemeint war, und man versorgte mich missmutig mit dem, was ich von nun an für die Ausübung meines Berufes benötigte.

„Größe?“ herrschte mich der Kleiderkammerbulle an. „50??“ antwortete ich in leisem, fragendem Ton. Wortlos knallte er mir zwei blaue Jacken mit silberfarbenen Knöpfen, Kragenspiegel, Berliner Bären und weißem Winkel auf dem Ärmel auf den Tresen. „Die Jacken sind für mich?“ fragte ich zögernd und vorsichtig.

„Röcke!“ herrschte er mich an, und vorsichtshalber wiederholte er noch einmal ebenso laut: „Röcke! Du kriegst hier ‘ne Uniform. ‘Ne Uniform hat ‘nen Rock – keene Jacke!“

Ich murmelte eine Entschuldigung und rückte in der Schlange einen Platz auf. Hier gab es Hosen.

Das gleiche Spiel. „Größe?“ – „50 oder 102“, antwortete ich, „je nachdem, wie sie ausfällt“, ergänzte ich, nicht ahnend, dass bei der Berliner Polizei nur eindeutige Antworten gefragt waren.

„Wat nu - 50 oder 102?“ setzte der Hosenschmied unerbittlich nach und ließ durch Lautstärke und Mimik deutlich erkennen, dass ihn die Frage, ob man vielleicht mal ausprobieren könne, völlig aus der Fassung gebracht hätte. Um nicht gleich wieder aufzufallen und damit von nun an als unverbesserlicher Querulant eingestuft zu werden, entschied ich mich, ohne groß zu überlegen, für die 50.

Die aus dieser Zeit erhaltenen Fotos geben Zeugnis davon, dass diese erste Entscheidung, die ich in meiner noch jungen polizeilichen Karriere zu treffen hatte, schon eine falsche war.

Weiter ging es zu den Hemden „40!“ sagte ich sofort, ohne die entsprechende Frage abzuwarten, was, nach dem Gesichtsausdruck des Verantwortlichen für Diensthemden zu urteilen, auch wieder nicht recht war, weil hier offensichtlich bis ins kleinste Detail immer alles genau nach dem gleichen Muster abzu- laufen hatte.



Leise grummelnd kramte er 4 Hemden aus einer großen Kiste hervor. „Einmal Baumwolle, dreimal alt“, fügte er hinzu, und es klang diesmal wie eine Entschuldigung. „Warum“, wurde mir klar, als ich einen etwas genaueren Blick auf den Haufen Stoff warf, der da vor mir auf dem Tre- sen lag. Auf einem originalverpackten dun- kelblauen Baumwoll- hemd lagen drei ge- brauchte, verwaschen

hellblaue Nyltesthemden. Ein Material, das schon in den frühen 60er Jahren wieder aus der Mode gekommen war, weil es kratzte, Hautausschlag verursachte und schweißun- durchlässig war.

Einen ganz kurzen Augenblick dachte ich darüber nach, ob ich es vielleicht wagen könnte ....da konterte mein Gegenüber, der offensichtlich meine Gedanken lesen konnte, schon in gewohnt unfreundlichem Ton: „Baumwolle is' aus, kiek nich' wie n' Schell- fisch!“

Damit war die Sache erledigt. Es folgten Bin- der („nicht Schlips, das is'n Binder!“), zwei olivgrüne Strampelanzüge für Erwachsene, „Arbeitsanzüge“ genannt, eine dazugehö- rige, sogenannte Feldmütze (von uns später in „Bananenpflückermütze“ umgetauft), ein bodenlanger Wintermantel, ca. 25 kg schwer, „Pferdedecke“ genannt, Stiefel, Halbschuhe, Turnschuhe, Koppel, Spaten, Tragegestell, Stahlhelm (was mich sofort sehr stutzig machte) sowie zu guter Letzt mehrere Paar

Socken („anthrazitfarben – nicht schwarz – anthrazitfarben!!“)

Zum Schluss gab es noch eine Woldecke, in der man den ganzen Kram einigermaßen heil über den Kasernenhof auf die Stube bekam, die nun meine Heimat werden sollte.

Denn man wurde kaserniert, in Amtsdeutsch: „internatsmäßig untergebracht“. Ein Jahr lang. Da Berlin-West angesichts des Vier- mächte-Status nicht über eigenes Militär ver- fügen durfte, war die Bereitschaftspolizei gleichzeitig militärische Reserve der West- mächte, was mir zu diesem Zeitpunkt aller- dings noch völlig unbekannt war.

Der empfangene Stahlhelm lieferte in diese Richtung den ersten zarten Denkanstoß.

„Erste Bereitschaft, zweiter Zug, vierte Gruppe, Stube 218“ hatte mir der Herr Stabs- beamte am Eingang zugeblafft, und der Ton ließ erahnen, dass er das nur ungern wieder- holt hätte. Also hatte ich es mir gemerkt – Gott sei Dank!

Eine weithin sichtbare, große „Eins“ für „Erste Bereitschaft“ zierte die Fassade des Gebäu- des, auf das ich mich nun mit meinem Bündel zubewegte.

Da es durch die Vielzahl von Einstellungen in den Polizeidienst während des Zulassungs- verfahrens zu Verzögerungen gekommen war, wurde ein Teil der Polizeischüler, zu dem auch ich gehörte, einen Monat später, das heißt, nicht wie üblich am 1. April, son- dern erst am 2. Mai eingestellt.

So konnte ich auf meinem Weg über das Un- terkunftsgelände bereits meine zukünftigen Kollegen bei der Ausbildung beobachten.

Mehr oder weniger in diesen Beruf „hineinge- schliddert“ hatte ich mit meinen gerade 18 Jahren Lebenserfahrung noch keine kon- krete Vorstellung von den Ausbildungsinhal- ten entwickelt. Vage stellte ich mir vor, meine zukünftigen Kollegen beim Gesetzesstudium oder beim Erklettern einer Fassade zur Ret- tung eines hilflos schreienden Kindes aus ei- ner brennenden Wohnung oder beim Hinter- herschießen hinter einem flüchtenden Bank- räuber beobachten zu können.

Stattdessen sah ich Horden junger Männer in grünen Strampelanzügen, Bananenpflückermütze und schweren Lederstiefeln, die ich eben noch als „Winterstiefel“ eingestuft hatte, herumlaufen. Jeweils angeführt und angebrüllt von einem in feinsten Ausgehuniform voranschreitenden älteren Kollegen, der auf dem rechten Ärmel mehr als den mir zustehenden Winkel trug, sich aber vor allem dadurch unterschied, dass er diese blanke Schirmmütze aufhatte.

Neben der Schirmmütze trug er Handschuhe und wenn ich „tragen“ sage, meine ich nicht, dass er sie angehabt hätte. So kalt war es auch gar nicht. Ausbilder, insbesondere Offiziere, trugen die Handschuhe in der rechten Hand „spazieren“, ohne sie jemals überzustreifen. Sie waren ein offensichtlich lediglich notwendiges Accessoire zur Unterscheidung zwischen „Mensch“ und „Auszubildenden“, was den Vorteil hatte, dass sie dem Träger noch nicht einmal richtig passen mussten.

Bei näherem Hinsehen stellte ich fest, dass die eben beschriebenen „Horden“ eine gewisse innere Struktur hatten. Drei Reihen waren es, die genau nebeneinander gleichmäßig zu marschieren versuchten, sich dabei gelegentlich gegenseitig in die Hacken traten, so dass alle zu stolpern begannen und daraufhin von der Schirmmütze angebrüllt wurden: „Nach vorne weg marsch, marsch!“ Woraufhin sich der Klumpen auflöste und zu rennen begann, wie der Teufel, bis der Anführer ein neues Kommando schrie.

Jetzt fiel mir spontan wieder der Stahlhelm ein, den ich gerade empfangen hatte, und ich fragte mich, ob ich nicht aus Versehen beim Militär gelandet war und nicht bei der Polizei. Das konnte ja heiter werden.

Nachdem ich mich ordnungsgemäß im Geschäftszimmer der 1. Bereitschaft gemeldet hatte, ging es dann hoch in die 2. Etage, dort, wo der zweite Zug der ersten Bereitschaft untergebracht war. Stube 218 war bereits mit drei Auszubildenden, die am 1. April begonnen hatten, belegt, und man erwartete mich. An der Tür standen vier Namen, einer davon meiner. „Gut organisiert“, dachte ich, klopfte

vorsichtig an, öffnete und trat ein, die Decke mit den Dienstklamotten hinter mir herziehend.

Drei neugierig dreinblickende Figuren in grünem Spielanzug aber ohne Bananenpflückermütze erwarteten mich.

„Guten Tag“, begann ich das Gespräch. Kurze Pause. Dann die Erwiderung des offensichtlichen Wortführers der drei, ein mittelgroßer, sympathisch wirkender Dunkelhaariger mit Elvis-Kotletten, „Du bist also der Schneegestöber!“

„Wie-was-Schneegestöber?“ fragte ich irritiert. „Na, steht doch hier“, erwiderte der blonde, etwas arrogant dreinblickende Spielanzugträger zur Rechten des Wortführers mit einem leichten Grinsen im Gesicht und zeigte auf das frisch gedruckte Namensschild an der noch offen stehenden Tür.

Ich las mein Namensschild noch einmal genau und stellte fest: alles korrekt, sogar das „hs“, was oft in „ß“ umgedeutet wird.

„Nein, ich bin Jens Splettstöhser“, beteuerte ich, woraufhin alle grinsten und der dritte im Bunde, ein Stirnglatzenträger, der die Mindest-Einstellungsgröße von 1,60m gerade so erreicht haben dürfte, feststellte: „so heißt doch kein Mensch, wer soll denn das aussprechen – für mich bist Du der Schneegestöber.“

„Ich bin übrigens Robert“, sagte die Elvis-Kotlette. „Uwe“, fügte der Blonde hinzu und sah jetzt auch gar nicht mehr so arrogant aus, dann der Kleine mit der Stirnglatze: „Werner.“ „Jens, Jens Schneegestöber“ antwortete ich lachend, was mir unmittelbar ein paar Sympathiepunkte einbrachte.

Robert hatte dann die Idee: „wir nennen Dich einfach Spletti, das klingt doch gut und kann sich jeder merken“. Womit ich angesichts der Alternative durchaus zufrieden sein konnte.

Von nun an war und blieb ich für die folgenden 45 Dienstjahre „Spletti“. 45 Jahre, in denen ich dann alle drei Laufbahnen der Polizei durchlief und mit dem Dienstgrad eines Polizeidirektors pensioniert wurde.

Der Spitzname blieb mir dabei bis zum letzten Tag erhalten.

## **Einstieg ins Berufsleben als Vermesser am 1. April 1964**

***Von Hans-Dieter Robel***

In der 10. Klasse meiner Realschule in Hannover wurde als Mathematikprojekt eine Vermessung des Schulhofs durchgeführt. Die anschließende Auswertung (Berechnung und Kartierung) ging als wichtiger Fakt in die Beurteilung im Fach Mathematik ein. Ich bekam eine 2+!

Die Lehrerschaft beriet mich und meinen Vater dahingehend, dass man mir vorschlug, eine Lehre zum Vermessungstechniker mit anschließendem Studium zum Vermessungsingenieur (grad) zu beginnen.

1964 wurden viele große Bauprojekte in Niedersachsen geplant und ausgeführt. Die heutige Autobahn A7 wurde gerade ebenso gebaut, wie der „Elbe-Seiten-Kanal“ von der Elbe bei Geesthacht bis Wolfsburg.

Somit wurden im Landesvermessungsamt dringend Mitarbeiter gesucht und großer Wert auf Ausbildung des Nachwuchses gelegt. Es war also eine guter Zeitpunkt, die Bewerbungsunterlagen zusammenzustellen und bei dem Personalamt einzureichen.

In der Nachbarschaft des Landesvermessungsamts war auch das Katasteramt angesiedelt. Später stellte sich heraus, dass wir aus beiden Ämtern über 15 Lehrlinge waren. Es war eine sehr gute Ausbildung, die mir bei meiner späteren beruflichen Entwicklung sehr geholfen hat.

Ich war 15 und wurde im Mai 16 Jahre alt. Nie vorher hatte ich mit der Berufswelt Kontakt gehabt (es gab keine Schulpraktika). Also war ich am ersten Tag sehr unsicher und aufgeregt. Der Kontakt zu den anderen neuen Lehrlingen war noch sehr zaghaft. Wir sollten weiße Zeichenkittel tragen. Auch die anderen waren aufgeregt.

Jeder bekam eine kleine Aufgabe. Ich bekam die Aufgabe, eine Zeichenrolle zu einem Mitarbeiter in einer anderen Abteilung zu bringen. Mein Ausbilder gab mir die Zeichenrolle mit den Worten: „Bringen Sie diese Koordinatenachse zu dem Ing. Meyer in der 2.Etage!

Aber seien Sie sehr vorsichtig, die Koordinatenachse ist sehr zerbrechlich!“. Ich ging also los, und es klapperte in der Zeichenrolle. Der Ing. Meyer begrüßte mich mit den Worten: „Schön, die neuen Lehrlinge sind da. Herzlich willkommen bei uns!“. Er nahm die Rolle und schüttelte sie etwas und sagte: „Die Achse muss defekt sein. Gehen Sie mal zum Kollegen Müller in der 5. Etage, der kann das beurteilen.“ Ich nahm also die Rolle und stiefelte in die 5.Etage. Auch der Kollege begrüßte mich sehr nett und freute sich, dass ich ihm die schon lange bestellte Koordinatenachse bringe. Nach Prüfung der Lieferung sagte auch er, dass die Achse beschädigt sei. Und schickte mich zu einem anderen Kollegen im Erdgeschoß. Dies ging noch mehrere Male so, auch zu Kollegen ins Katasteramt wurde ich geschickt, bis sich eine Kollegin gegen Mittag meiner erbarmte und mich darauf hinwies, welcher Tag denn sei (1. April) und was ich wohl denke, was eine Koordinatenachse sei und ob man die transportieren kann. Mir fiel es wie Schuppen von den Augen, und ich schämte mich. Alle lachten und sagten, dass sie das immer mit neuen Lehrlingen machen. So würde ich das Amt, die Abteilungen und Kollegen kennenlernen. Wir haben den Rest des ersten Arbeitstages mit Lachen verbracht, weil die anderen „Neulinge“ ähnlich in den April geschickt worden waren.

Die Kenntnisse, die ich während der 2 ½-jährigen Lehre erwarb, konnte ich 1967 als Grundlage zur Ausbildung zum Vermessungsoffizier bei der Bundeswehr (Artillerie) nutzen.

## **Mein Berufseinstieg**

***Von Elisabeth Schmidt***

Ich hatte 1953 ganze 9 Schuljahre hinter mir, und die Berufswünsche meiner Mitschülerinnen waren Verkäuferin, Friseurin oder Stenotypistin. Und die Berufswahl sollte machbar sein. Wenn auch mit Schwierigkeiten, denn Lehrstellen waren ein rares Gut. Ich wollte nun aber den Beruf lernen, den auch meine Mutter gehabt hatte, ich wollte Buchhändlerin

werden. In Lüneburg, wo ich aufgewachsen bin, gab es nur eine Buchhandlung, und für die hatte ich eine zu schlechte Schulbildung. Aber ich fand eine Lehrstelle in einer Buchhandlung mit Schreibwarengeschäft in Winsen/Luhe. Der Ort war ca. 30km von Lüneburg mit einem Bummelzug erreichbar, und ich musste dann noch 15 Minuten laufen. Also verließ ich alle Wochentage um 5 Uhr 30 die Wohnung, musste um 6.30Uhr am Bahnhof sein und um 7 Uhr den Zug nach Winsen nehmen.

Meine Arbeitszeit hatte keine Regeln. Ich arbeitete jeden Tag und wenn es notwendig war, auch an den Wochenenden, bis der Chef und die Chefin mir frei gaben. Und wenn das Geschäft es verlangte, dann schlief ich auf dem Packpapierstapel hinter dem Laden. Und ich durfte in die Buchhändlerschule nach Hamburg nur 1x in der Woche fahren, obwohl dort 2 Tage in der Woche Unterricht war. Und die Fahrkarte zahlte ich auch noch von meinem kärglichen Lehrlingsgehalt. Ich hatte also keinen Pfennig Geld für gar nichts.

Um den langweiligen Weg zum Bahnhof und Nachhause etwas interessanter zu machen, phantasierte ich mich in eine Welt voller Helden, die die tollsten Taten vollbrachten, um mich zu lieben.

### **Was bleibt einem Zeitzeugen von seinem Persönlichkeitsrecht?**

***Von Hans Müncheberg***

Die Spezifik einer Zeitzeugen-Aussage besteht darin, dass er ausschließlich das berichtet, was er selbst erlebt hat, egal ob als handelnde Person oder als zuverlässiger Beobachter. In der Regel wird ein Zeitzeuge gebeten, über etwas zu berichten, was er selbst erlebt hat, über einen Teil oder die Gesamtheit seines Lebensweges. Auch wenn nach seiner Erinnerung an bestimmte Ereignisse gefragt wird, steht diese Erinnerung in einem kausalen Zusammenhang mit dem bis zu diesem Zeitpunkt Erlebten. Aus der über Jahre entstandenen Gesamtheit der Eindrücke, Er-

kenntnisse und Rückschlüsse haben sich zudem bei jedem Zeitzeugen bestimmte Wertmaßstäbe gebildet.

Ob als reine Tonaufzeichnung oder videoteknische Dokumentation, mit jeder Aussage eines Zeitzeugen ist ein biografischer Zusammenhang verbunden, ein Bezug zu einer spezifischen Biographie.

In vielen zeitgeschichtlichen Dokumentationen werden die Aussagen mehrerer Zeitzeugen genutzt, um zu einem bestimmten Ereignis oder zu einem als wichtig angesehenen historischen Phänomen eine summarische Beweiskette vorstellen zu können. Dann besteht jedoch die Gefahr, dass spezielle Aussagen aus ihrem individuell vorhandenen Zusammenhang gerissen werden, für sich stehen und dadurch im Zusammenhang mit Aussagen anderer ihren ursprünglichen Sinn unter Umständen teilweise oder auch ganz einbüßen.

Ich habe die Konsequenzen einer thematisch bestimmten Montage voller Bedauern, ja Ärger erst kürzlich wieder auf dem Bildschirm erleben müssen. Auf WELT lief die von französischen Dokumentaristen geschaffene zweiteilige Dokumentation *"Hitlerjugend – Vom Sportplatz an die Front"*. Dort wurden neben umfangreichem dokumentarischem Filmmaterial mehrere Zeitzeugen mit Ihren Aussagen zu bestimmten Etappen der "großdeutschen" Entwicklung gezeigt. Durch Vermittlung unserer ZeitZeugenBörse war ich von jenen französischen Dokumentaristen umfassend zu meinem Lebensweg nicht nur bis zum Mai 1945 befragt worden. Das Gestaltungsprinzip dieser Dokumentation sah zu bestimmten historischen Entwicklungsstapen eine Montage aus überliefertem Filmmaterial vor, in die jeweils Aussagen der Zeitzeugen einmontiert wurden.

Mehr als nur bedauerlich erwies sich eine gezielte Kürzung einer meiner ersten Aussagen. Ich berichtete von der Anfang April 1945 erfolgten Musterung meines Jahrgangs 1929 für den Wehrdienst. Nach der Feststellung, dass ein Teil meiner Klassenkameraden für "tauglich" befunden wurden, erfolgte in dieser

Dokumentation ein Schnitt. Meine Aussage, ich sei mit 45 kg Gewicht und 160 Zentimetern Körpergröße als "zur Zeit untauglich" bis zum 1. Juli 1945 zurückgestellt worden, blieb ebenso unerwähnt wie die Feststellung, dass der Leiter der Potsdamer "Nationalpolitischen Erziehungsanstalt, SS-Oberführer Otto Calliebe, uns alle, auch die bei der Musterung Zurückgestellten, zum Kampfeinsatz bei der Waffen-SS befahl. Dass es für meine 160 Zentimeter keinen passenden Tarnanzug gab, wurde in der Dokumentation wieder erwähnt. So musste der Eindruck entstehen, ich sei bei der Musterung als "tauglich" eingestuft worden und hätte mich selbst zum Einsatz bei der Waffen-SS gemeldet.

Auch einige andere Aussagen waren leider aus ihrem für mich durchaus wichtigen Zusammenhang gerissen. So fehlte die Feststellung, ich hätte mit dem Ergebnis der Musterung einen Wehrpass erhalten, damals ein wichtiges, ja lebens- und freiheits-erhaltendes Dokument. Es bewies schließlich, dass sein auf einem Passbild zu erkennender Besitzer kein Soldat war, sondern ein für den Kriegsdienst untauglicher Zivilist.

Schließlich wurde in dieser Dokumentation auch nur der Höhepunkt einer von mir in meinem Zeitzeugen-Bericht geschilderten Erlebnis-Kette vom 12. Mai 1945 im Dorf Grüneberg gezeigt. Nach der knappen Schilderung, wie ich in ein Bauernhaus gelangte, das zu meinem Erschrecken voller polnischer Zwangsarbeiter war, kam es wiederum zu einer umfangreichen Auslassung. Es folgte sogleich mein Bekenntnis, wie erschüttert ich von der Tatsache war, dass sich zwei polnische Zwangsarbeiter, die das Konzentrationslager Sachsenhausen überlebt hatten, in ein Bett legten, um mir verwundetem Fünfzehnjährigen das andere zu überlassen. Herausgeschnitten war die rettende Rolle meines Wehrpasses. Die darin enthaltenen Angaben sowie meine Kenntnisse lateinischer Standardtexte von Caesar und Cicero ließen mich als harmlosen Lateinschüler erscheinen, der auf dem

Heimweg zu seiner Mutter durch einen zufälligen Granaten-Einschlag verwundet worden war. Mir ist dort von befreiten Zwangsarbeitern nicht nur ein Teller Suppe angeboten worden, auch der durchblutete Erstverband wurde von einem polnischen Feldscher durch einen frischen ersetzt.

Diese bereits mehrfach ausgestrahlte Dokumentation musste die Frage entstehen lassen, ob man als Zeitzeuge nicht das Recht besitzen sollte, die Nutzung der eigenen Aussagen vor der ersten Veröffentlichung zur Kenntnis zu bekommen, um als Betroffener seine Zustimmung geben oder verweigern zu können. Gerade ein Zeitzeuge braucht den Schutz seiner Ehre und seiner Überzeugungen, wie es das Persönlichkeitsrecht verlangt.

Noch fragwürdiger ist das Verfahren, eine Aussage, die an ein bestimmtes Geschehen gebunden ist, einem anderen Ereignis zuzuordnen. So hatte ich in einem anderen Zeitzeugen-Gespräch berichtet, dass es für mich als Zögling der "Nationalpolitischen Erziehungsanstalt Potsdam" ein Schock war, am 9. Mai 1945 begreifen zu müssen, dass Deutschland kapituliert hatte. Ich gestand dem Interviewer: "Da hab ich geheult wie ein Schloshund!". Diese meine Aussage fand ich später wieder, jedoch als meine Reaktion auf die Nachricht vom Tode Adolf Hitlers. Dabei hatte ich in jenem Gespräch sogar von der im "Haus des Rundfunks" selbst gehörten Meldung berichtet, der "Führer" hätte die kämpfende Truppe besucht, sei bei der Rückkehr in die Reichskanzlei in einem feindlichen Granatwerfer-Überfall geraten und habe an der Seite seiner Soldaten den Heldentod erlitten.

Gegen diese mir zugeschriebene verfälschende Behauptung habe ich damals rechtliche Schritte eingeleitet. Ein anwaltlich betriebenes Verfahren brachte zwar die Zusage, diese Darstellung künftig zu unterlassen, doch selbst das überwiesene "Schmerzensgeld" konnte die Enttäuschung über diesen Vertrauensbruch eines Dokumentaristen dem Zeitzeugen gegenüber nicht ausgleichen.

## Berliner Zeitgeschichte erzählt von 26 Zeitzeug\*innen

Ein Projekt kann online besichtigt werden

Von Gertrud Achinger



In den Jahren 2018 bis 2019 hat die ZZB mit 26 Zeitzeugen und Zeitzeuginnen Videointerviews gemacht. Wir haben vor allem die ältesten Zeitzeug\*innen einbezogen, die Interviewten waren fast alle über 80 Jahre alt, die älteste Teilnehmerin war 96. So konnten wir einzigartige zeitgeschichtliche Erinnerungen für die jüngeren Generationen bewahren – an Erlebnisse aus dem Ende der Weimarer Republik, der NS-Zeit mit der Begeisterung für den Führer, an die eigene Verfolgung und die Deportation von Eltern und Verwandten, an die Kriegs- und Nachkriegszeit, Flucht und Vertreibung, Anfang und Ende der DDR, aber auch an Wiederaufbau und neue Hoffnung.

Die interviewten Zeitzeug\*innen haben sich viele Stunden mit den Filmern unterhalten, von den Vorgesprächen bis zum Dreh, und die ZZB ist allen Teilnehmenden für ihr Teilnahme an dem Projekt sehr dankbar.

Die 26 Videoporträts waren für die ZZB ein Großprojekt, weil wir dafür professionelle Hilfe benötigten und für diese auch Fördermittel finden mussten. Beides ist uns geglückt, wir konnten sowohl die Senatsverwaltung wie auch den Paritätischen Wohlfahrtsverband Berlin vom Wert des Projekts überzeugen. Besonderes Glück hatten wir mit dem Team von jungen Filmern und Interviewern, die die Zeitzeugeninterviews mit großem Engagement und professioneller Kompetenz durchgeführt und sich weit über die bezahlten Stunden hinaus engagiert haben. Alle sind der ZZB auch heute noch mit Rat und Tat verbunden.

Die so entstandenen 26 Videointerviews zeigen nicht nur ein Bild faszinierender Persönlichkeiten, sondern sie machen die Geschichte des zwanzigsten Jahrhunderts auf besonders eindringliche Art erlebbar. Deshalb sind wir der Meinung, dass sie eine möglichst weite Verbreitung finden sollten. Sie sind für den Einsatz im Geschichtsunterricht an Schulen, für historische und sozialwissenschaftliche Forschungen und als Anschauungsmaterial in Institutionen der zeitgeschichtlichen Bildungsarbeit geeignet.

Sie sollen aber auch für eine interessierte Öffentlichkeit zugänglich sein. Jeder und jede kann sie ab Mitte September über einen Link auf der Webseite der ZZB abrufen.

<http://www.zeitzeugenboerse.de/>

Der Trailer mit den Kurzbeschreibungen ist allgemein zugänglich, die einzelnen Videos können durch eine kurze Anfrage an die Mitarbeiter\*innen der ZZB per Passwort freigeschaltet werden. Wenden Sie sich an uns – es lohnt sich.

## In eigener Sache

### **An alle Mitglieder des Vereins ZeitZeugenBörse e.V.!**

Die diesjährige Mitgliederversammlung findet am 30. September 2020 im Lazarus Haus Berlin, Bernauer Straße 115-118, 13355 Berlin statt (Direkter Zugang in den Festsaal über die Seiteneingangstür). Die Veranstaltung findet unter Einhaltung aller Corona bedingten Hygiene- und Sicherheitsvorkehrungen statt. Alle Mitglieder erhalten die Einladungen und zusätzliche Informationen termingerecht per Post.

Unter anderem steht die Neuwahl einer/eines Vereinsvorsitzenden und die einer Schatzmeisterin bzw. eines Schatzmeisters an. Alle Freundinnen und Freunde der ZeitZeugenBörse werden im Interesse eines Fortbestands unserer Institution gebeten, die Möglichkeit einer eigenen Kandidatur für diese Funktionen zu prüfen. Für nähere Auskünfte stehe ich nach telefonischer Rücksprache über unser Büro gern zur Verfügung!

Jens Splettstöhser, 2. Vorsitzender

### **Liebe Freundinnen und Freunde unserer Veranstaltungen im Amerikahaus!**

Leider müssen wir Ihnen mitteilen, dass die Landeszentrale für Politische Bildung Berlin unter Hinweis auf die Pandemiebestimmungen bis auf weiteres keine Veranstaltungen in ihren Räumen zulässt.

Wir bleiben aber weiterhin am Ball und hoffen auf eine Normalisierung im kommenden Jahr!

Eva Geffers, ZeitZeugenBörse e.V.

### **Zeitzeugen gesucht**

**Nr. 97/20:** Für ein Forschungsprojekt der Sigmund Freud Privatuniversität Berlin werden Zeitzeug\*innen gesucht, die in der DDR politisch verfolgt wurden / Kontakt mit der Staatssicherheit hatten und bereit sind, ihre Lebensgeschichte in Einzelinterviews zu erzählen und / oder an Gruppengesprächen mit anderen politisch Verfolgten teilnehmen würden.

🌸🌸🌸🌸🌸 Gratulationen 🌸🌸🌸🌸🌸

**Wir gratulieren allen im September geborenen Zeitzeuginnen, Zeitzeugen und Mitgliedern  
06.09. Mechthild Swinke, 07.09. Horst Kottenhagen, 08.09. Ruth Winkelmann, 11.09. Klaus Liedtke, 16.09. Evelyn Heller-Zobel, 17.09. Hubert Bjarsch, 18.09. Joachim Seegert, 19.09. Klaus-Dieter Pohl**

### Impressum

Namentlich gekennzeichnete Beiträge geben nicht unbedingt die Meinung der Redaktion wieder!

V.i.S.d.P: Jens Splettstöhser, Redaktion: Eva Geffers, redaktionelle Mitarbeit: Elli Tellmann, Lektorat und Layout: Margot Schmezer

ZeitZeugenBörse e.V., Togostr. 74, 13351 Berlin, ☎ 030-44046378, FAX: 030-44046379

Mail: [info@zeitzeugenboerse.de](mailto:info@zeitzeugenboerse.de) – [www.zeitzeugenboerse.de](http://www.zeitzeugenboerse.de)

Bürozeiten: Montag, Mittwoch, Freitag 10 – 13 Uhr

Redaktionsschluss ist der 15. des Monats vor jeder Ausgabe. Kürzungen und Bearbeitungen der Beiträge bleiben der Redaktion vorbehalten. Den Wunsch nach Kontrolle vor der Veröffentlichung bitte extra und mit Tel.-Nr. vermerken.

Über Spenden freuen wir uns sehr: Bank für Sozialwirtschaft

BIC: BFSWDE33BER

IBAN: DE83 1002 0500 0003 3407 01

Typowerk Design und Druck

BODONI Vielseithof, Buskower Dorfstraße 22

16816 NEURUPPIN/OT BUSKOW

☎ 033915109095, FAX: 030-28387568, Mail: [info@bodoni.org](mailto:info@bodoni.org)

**Die ZeitZeugenBörse e.V. wird gefördert von der Senatsverwaltung für Integration, Arbeit und Soziales**